

(Nachdruck verboten.)

55]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Merg.

„Dann gilt es Ihre ganze Zukunft. Bedenken Sie das doch, Mensch! Es tut mir leid um Sie, denn Sie könnten es zu etwas bringen, aber ich kann Sie nicht vor Ihrer eigenen Halsstarrigkeit retten; und hier verlangen wir absoluten Gehorsam.“ Der Ingenieur stand eine Weile da und wartete auf eine Antwort, aber Pelle hatte nichts zu sagen.

„Nun, ich will so weit gehen und Ihnen Bedenkzeit bis morgen lassen, obgleich das gegen die Grundsätze der Fabrik verstößt. Ueberlegen Sie sich die Sache jetzt gut und bleiben Sie nicht an dummen Sentimentalitäten hängen. In erster Linie muß man mit dem, wozu man gehört, durch dick und dünn gehen! Also morgen.“

Pelle ging. Er wollte nicht vor Feierabend nach Hause, um Gegenstand einer Reihe vorzeitiger Fragen zu sein; dies wurde noch früh genug gesagt. So schlenderte er denn über die Handelsplätze hin und startete die Schiffe an. Da war also sein Glückstrahl zerplatzt, und kurz war er gewesen. Er sah Ellens enttäuschten Ausdruck, und ihm ward ganz traurig zu Sinn. Am meisten leid tat es ihm für sie, seiner selbst wegen war da eigentlich nichts zu sagen; dies war das Schicksal! Es fiel ihm auch nicht einen Augenblick ein, zwischen der Zukunft und der Kameradschaft zu schwanken; er hatte ganz vergessen, daß ihm der Ingenieur Bedenkzeit gegeben hatte.

Zur gewohnten Zeit schlenderte er nach Hause. Ellen empfing ihn leicht und fröhlich, sie ging umher in einem Zustand summennder Freude; es war ganz rührend, zu sehen, wie sie sich bemühte, sich in die andere Gesellschaftsschicht hineinzufinden. Ihre Bewegungen waren ganz allerliebste, und es war ein Zug um ihren Mund gekommen, der Vornehmheit bedeuten sollte. Der kleidete sie entzückend. Pelle wandelte immer die Lust an, den Mund zu küssen und diese vornehme Haltung zu stören; aber heute setzte er sich schweigend an sein Essen. Ellen hob ihn seinen Anteil vom Mittagessen auf und wärmte ihn auf, wenn er des Abends kam; mittags aß er Butterbrot auf dem Kontor.

„Wenn wir nun erst ordentlich im Gange sind, wollen wir alle um sechs Uhr Mittag essen, das ist viel gemütlicher.“

„So machen es die feinen Leute, habe ich mir erzählen lassen,“ sagte Lasse. „Das wird plausibel werden, daß auch mal zu probieren.“

Lasse saß mit Klein-Lasse auf den Knien da und erzählte spaßige Geschichten. Dann lachte Klein-Lasse, und jedesmal schrie Schwester vor Freude in der Wiege auf, als verstehe sie das Ganze: „Was soll es denn nun sein — die von der alten Frau? Dann müßt Ihr auch gut zuhören, sonst wachsen Eure Ohren nicht! — die alte Frau!“

„Hau!“ sagte Klein-Lasse mit dem Ausdruck des Alten. „Ja, die alte Frau!“ wiederholte Lasse, dann lachten sie alle drei.

„Was soll ich zuerst tun? sagte die Frau, als sie auf Arbeit kam, essen oder schlafen? Ich glaub, ich esse erst. Was soll ich zuerst tun? fragte die Frau als sie gegessen hatte. Schlafen oder arbeiten? Ich glaub, ich schlaf erst. Und dann schlief sie bis es Abend war, und dann ging sie nach Hause und legte sich ins Bett.“

Ellen trat zu Pelle hin und legte den Arm um seine Schulter. „Ich bin bei meiner früheren Herrin gewesen, und die wird mir helfen, mein Brautkleid zu einem Gesellschaftskleid zurecht zu machen,“ sagte sie. „Dann brauchen wir Dir nur einen Frackanzug zu kaufen.“ Pelle sah langsam auf, über seine Büge huschte ein Zittern. Die Arme! Sie dachte an Gesellschaften! — „Du kannst Dir Deine Sorgen sparen,“ sagte er leise, „auf dem Kontor bin ich jetzt fertig. Sie verlangten von mir, daß ich Streikbrecher werden sollte, und da bin ich gegangen.“

„Ach, ach,“ sagte Lasse und war nahe daran, den Jungen fallen zu lassen, seine welken Hände zitterten. Ellen starrte Pelle versteinert an, sie wurde weißer und weißer, es kam

kein Laut über ihre Lippen. Sie sah so aus, als sollte sie tot umfallen.

29.

Pelle war wieder unter seinen eigenen Leuten; er bereute nicht, daß das Glück sein Versprechen zurückgenommen hatte, im Grunde war er froh. Hierher gehörte er nun doch einmal! Er hatte seinen großen Anteil an dem mächtigen Aufbruch, sollte er da von dem Kampf ausgeschlossen werden?

Unter den Führern war er willkommen, niemand trug so viel wie er, wenn es darauf ankam; seine Gestalt flöhte lichten Glauben ein und brachte die Leute zum Ausharren und zum unerschrockenen Drauflosgehen. Er war geschickt im Pläne schmieden!

Jeden Morgen wanderte er in aller Frühe nach dem Rodoutbureau hin, von wo aus der ganze Kampf geleitet wurde; alle die vielen Fäden liefen hier zusammen. Die Lage wurde für den Augenblick klargelegt, Männer, die genaue Kenntnis von den stärksten Stellungen des Feindes hatten, wurden zusammenberufen, um Aufschlüsse zu geben, und ein umfassender Kampfplan wurde angelegt. Auf geheimen Kontrollversammlungen, zu denen zuverlässige Genossen von den verschiedenen Betrieben einberufen wurden, sammelte man Angriffsmaterial jeder Art, um die Unternehmungen damit zu treffen und zur Berwertung im Zeitungskampf. Es galt die Blutdürstigen und die, die leicht im Sattel saßen, zu treffen! Da waren Betriebe, die die Arbeitgeber aus lokalen Gründen im Gange behielten; die mußten auffindig gemacht und zum Stillstand gebracht werden, selbst wenn es die Arbeitslosigkeit vermehrte. Man rüstete sich energisch, es war nicht die Zeit, wählerisch mit den Waffen zu sein. Pelle war so recht in seinem Element. Dies war doch etwas anderes, als einen einzelnen Schuhmacher zu fällen, selbst wenn er der größte der Stadt war! Er war reich an Ideen und schwankte nie in der Ausführung. Kampf war Kampf!

Dies war die Angriffsseite; aber durchdrungen von der Gemeinschaft, wie er war, sah er klar, daß der eigentliche Kampf der Verteidigung galt. Es erforderte Voraussicht und große umfassende Verhaltensmaßregeln, falls die Massen den Kampf aushalten sollten; schließlich würde es eine Frage der Ausdauer werden! Ausländische Streikbrecher mußten ferngehalten werden durch schnelle Mitteilung in den Parteiblättern der Länder und durch das Aufstellen von Posten an den Eisenbahnen und Dampfschiffen. Die Arbeiter nahmen den Telegraphen in ihren Dienst — zum erstenmal. Die Anzahl der einheimischen Streikbrecher mußte mit allen Mitteln niedergehalten werden, und in erster Linie mußten Vorräte geschafft werden, so daß die ledigen Massen sich die Hungersnot vom Leibe halten konnten!

Pelle hatte in einer Vision die natürliche Solidarität des Arbeiters über der ganzen Erde gesehen, und das kam ihm jetzt zu Nutzen. Die Führer erließen ein mächtiges Manifest an die Arbeiter Dänemarks, zeigten auf einmal auf den Abgrund hin, aus dem sie aufgetaucht waren, und auf die Lichtzinnen, zu denen sie emporstrebten, und ermahnten sie in ergreifenden Worten zum Zusammenhalten! Ein Bericht über die Ursache des Rodouts und die Absicht, die dahinter lag, wurde gedruckt und über das ganze Land verteilt mit der Aufforderung zur Unterstützung im Namen der Freiheit! Und durch Aufrufe an die Arbeiterpartei des Landes erinnerte man an die große Gemeinschaft. Es war ein ungeheurer Apparat, der in Gang gehalten werden mußte; von einem kleinen Werkstattverein war der Zusammenschluß weiter gewachsen, bis er das ganze Reich umfaßte, und nun versuchte man auch, die Arbeiterbevölkerung der ganzen Welt zu umspannen, um sie als Bundesgenossen im Kampf zu erwerben. Aber diese Männer, die aus der Masse aufgetaucht waren und noch immer die gleichen Verhältnisse mit ihnen teilten, die waren doch dazu imstande! Sie hatten Schritt mit dem starken Wachstum der Bewegung gehalten und wuchsen noch immer.

Das Gefühl, gut vorbereitet zu sein, flöhte Mut ein und verlieh einen lichten Ausblick auf das Ergebnis. Vom Lande liefen täglich Arbeitsanerbietungen an die Ausgesperrten beim Bureau ein. Es wurde auch Geld geschickt und Wei-

träge in Form von Nahrungsmitteln; und manche Familien da draußen erboten sich, Kinder der Ausgesperrten zu sich zu nehmen. Vom Auslande her kamen Geldsendungen und in den liberalen Kreisen der Hauptstadt sympathisierte man mit den Arbeitern; in den Arbeitervierteln der Stadt sungen die Kaufleute und Wirtshausbesitzer an, für die Ausgesperrten zu sammeln.

Die Arbeiter trugen eine ungeheure Opferbereitschaft zur Schau, und auf allen Arbeitsplätzen zirkulierten Kuponsbücher, Tausende von Arbeitern gaben jede Woche ein Viertel ihres knappen Wochenlohnes her. Die Ausgesperrten gingen mit großem Mut in die Arbeitslosigkeit hinein, die Gemeinschaft machte sie heroisch. So entblöht, wie sie nach dem harten Winter waren, einigten sie sich dahin, während der ersten beiden Wochen auf Unterstützungen zu verzichten. Viele schonten die Kasse ganz und halfen sich so gut sie konnten, suchten sich ein wenig Arbeit bei Privaten oder gingen aufs Land hinaus. Die jungen Unverheirateten zogen ins Ausland. Die Arbeitgeber taten, was sie konnten, um allen diesen Auswegen zu Leibe zu kommen. Sie verboten den Kaufleuten und Lieferanten, den Ausgesperrten, die auf eigene Hand arbeiteten, Materialien zu liefern; es wurden schwarze Agenten über das ganze Land geschickt an die kleinen Meister und an die Bauern, um sie gegen die Ausgesperrten aufzuheben; über die Grenzen des Landes hinaus wurden sie mit Stedbriefen verfolgt.

Die Absicht war klar genug; es sollte ein eiserner Ring um die Arbeiter geschlossen werden, und, darin eingesperrt, hatten sie nichts, um den Hunger abzuhalten, bis sie müde waren und nachgaben. Ihr Widerstand wuchs durch diese Erkenntnis. Mager waren sie nach der endlosen Wüstenwanderung, aber sehr aufgelekt, um sich zu schlagen. Viel hatten sie bisher nicht von dem Ganzen verstanden; das Neue hatte sich in ihnen geregt, in losgerissenen Fetzen und Stücken — als Ausdruck, des dumpfen Gefühles, daß das Land jetzt nahe sei. Oft war es nur ein einziges Wort, das sich festgebissen hatte, und das dienen mußte, das Ganze auszu-drücken. Es konnte jemand kommen und es ihnen mit noch so vernünftigen Gründen wegschlagen, dann zersplitterten die Sätze, an die sie sich festgeklammert hatten. Aber zurück blieb der Glaube selbst und das große Verständnis; tief in ihren Seelen sah das dunkle, unerschütterliche Verwußtsein, daß sie ausersehen seien, um in die Glückszeit einzuziehen.

Und nun klärte es sich allmählich für sie. Der Kampf war nicht nach vorwärts und rückwärts. Er veranschaulichte in all seiner Härte ihr ganzes Dasein. Es war daselbe, worauf sie immer aus gewesen waren, nur so kräftig aufge-zogen, daß ein jeder es sehen konnte. Man hatte die vielen Weitschreitenden zu einer großen Weitsche zusammengelockt, zur Hungerpeitsche, um sie damit zurückzutreiben, wieder mitten hinaus in das Elend! Die Not war in ihrer kompaktesten Gestalt auf sie gehehrt! Das war das äußerste Mittel; es bestärkte sie in der Gewißheit, daß sie sich jetzt auf dem rechten Wege befanden und dem Ziele nahe waren. Die Nacht war immer am finstersten ehe der Tag graute!

(Fortsetzung folgt.)

Bochum.

Regenschauerlicher Himmel über Westfalen und der Ruhr. Alles grau. Nur im hastigen Vorüberfliegen des Auges winkt flüchtig eine lichtere Farbe, die grünenden Fluren. Auf den Feldern ist es leer. Die Felsen ragen wie grämliche Schatten rechts und links über die Erde. Aus den Schloten steigt winziger Rauch und an den meisten Förderrädern kann man fast die Speichen zählen. Die Drahtseile liegen unbeweglich. Es scheint den Treibern die Kraft ausgegangen, sie haften nicht ewig hungrig und nimmer-satt. Nur der Wasserdampf bläst weißschäumend hinaus in den grauen Tag.

An einer Gruppe eintöniger Arbeiterhäuser vorbei. Die Ziegelsteine so schmutzfarben, daß kein Regen sie je wird blank waschen können. In den Gärten hinter den Häusern sind Männer am Umgraben beschäftigt, so als wenn Freischicht wäre. Die Männer müssen streikende Bergleute sein, so freudig geht ihnen das Beet vorstatten. Sie dürfen den Spaten im Lichte des Tages führen — und der Schweiß, der die Scholle düngt, ist froher Schweiß. Ein Sommer wird es lohnen.

Endlich in Bochum.

Der Bahnhof zeigt kein anderes Aussehen als sonst. Vor dem Portal stehen zwei dicke Schutzleute, den Revolver im Gurt. Sie haben es hier gemächlich und plaudern von keinem beachtet als von den Fremden, die in diesem Zeichen die ersten Fußhangeln eines undarmherzigen, jaft unsichtbaren Krieges erblicken. Es ist noch

früher Tag und die Straßen zeigen ein alltägliches Bild. Erst drinnen in der Stadt wird es belebter. Trupps von Arbeitern in sauberer, aber fast durchweg schwarzer Arbeitskleidung begegnen. Schwarz ist die Lieblingsfarbe, und das Düstere der Arbeit scheint es vorgeschrieben zu haben.

An der nächsten Straßenecke prohen zwei Plakate. Ein weißes, das wenig weise die Streikenden und die Bevölkerung zur Ruhe mahnt. Darunter ein rotes Extrablatt — eine Wolff-Depeche, welche meldet, daß Militär nach Dortmund und Nedlinghausen be-ordert ist. Arbeiter bleiben stehen, schüttele den Kopf und gehen weiter. Ein neuer Trupp, scheinbar streikende Bergleute, kommt heran. „Ah,“ jagt einer, „Wolff Bureauz (gesprochen wie ge-schrieben), ob dat nich wieder gelogen ist.“ „Wat,“ sagt ein anderer, „Wolff in Berlin, weist Du dat noch nich, der muß dat wissen.“ Sie gehn weiter, aber sie zanken nicht, weil Militär zu Hilfe kommt, sondern die Diskussion spinnt sich weiter um die Frage: Was ist das Wolff-Bureauz?

Auf der Castroper Straße.

Die Arbeitermassen mehren sich, und je mehr hinauf, desto lebhafter war es. Im Schützenhof ist Appell.

Um 11 Uhr ist die Versammlung angefekt. Es ist noch nicht 10 Uhr und schon beginnt sich der über 3000 Personen fassende Saal zu füllen. Um 11 Uhr steht Mann an Mann und draußen müssen Hunderte warten, weil sie keinen Platz mehr finden. Gesprochen wird nicht viel. — Nur einzeln hört man in Sätzen, wie vom Jörn gekürzt, die Vorgänge in Herne und Vuer besprechen, wo zwei Menschen auf dem Kampfplatz blieben. Sonst ziemliche Ruhe. Auch einige Frauen haben sich eingefunden. Kopf an Kopf stehen die Kämpfer dieses Krieges um die Erlangung zivilisierter Zustände. Hagere, aber sehnig-zähe Gestalten. Auf ihren Zügen prägt sich all ihr Verlangen nach gerechter Entlohnung aus. Es sind nicht mehr die rein physisch lechzenden, wie sie Pola zu seinem Germinäl Modell gestanden haben. Es sind nicht mehr die, die ihren größten Feind in den Kammrädern und Treibriemen sehen. Ja, daß diese Ruhe haben, bereitet ihnen Genugtuung. Aber es ist dieselbe Konfliktstimmung, dieselbe gespannte Atmosphäre, aus der sich Blitze und Donner lösen können. Die graumflorten Augen glühen, die Lippen sind gepreßt, und es wurmt gallig in den Herzen eine doppelte Schmach. Der Herrensinne der Kapitalisten und der Verrat des Bruderverbandes, der noch 1905 in den Reihen kämpfte. Und die Tage des Januar sind auch noch nicht vergessen, wo dieselben Christen ihren Otto Hue hinauswählen halfen. Die Schmach jahrelanger Anfechtung hat die von Natur freund-lichsten Züge in grimelige Entschlossenheit verwandelt. Aber keiner spricht darüber zum anderen, es geht höchstens dann und wann die knappe Mitteilung, daß der oder jener noch immer Streikbrecher macht, oder daß ein anderer nun auch streikt, was mit ruhiger Befriedigung aufgenommen wird.

Es ist elf Uhr.

Ein Schuhmann erscheint im Saal und wird mit gedämpfter ruhiger Erregung empfangen.

Alle Augen richten sich auf das Podium, an dem jetzt bald der Redner erheben muß. Bald darauf tritt ein Bergarbeiter vor, eröffnet die Versammlung und erteilt dem Kameraden Franz Koloruh das Wort. Der Referent war ganz unbemerkt erschienen und als er das Podium ersteigt, wird er mit Handklatichen begrüßt. Er winkt ab. Auf dem Rednerpodium steht nun ein ein-fach gekleideter Mann im besten Alter, dem man auf den ersten Blick den Arbeiter ansieht.

Kameraden, hebt er an und seine Stimme klingt warm Satz für Satz in den geräumigen Saal. Kameraden, die Ursache des Streiks brauchen wir nicht zu erörtern, aber über manche Gesche-nisse während desselben wollen wir uns unterhalten. Vor allem können wir die weitere Steigerung der Streikmassen feststellen.

Ein einstimmiges Bravo aus mehreren tausend Kehlen durch-brausst wie eine Sturmflut den Saal.

Der Redner entrollt ein Bild der Situation, das je nach Gunst oder Ungunst aufgenommen wird. Er geißelt mit tiefem inner-lichen Groll das Verhalten der Christen und ihrer Presse, der Be-hörden. Das Pfui der Entrüstung dämpfend mit Ermahnungen zur Ruhe und Besonnenheit. Zum Schlusse verkündet er noch die Nachricht, daß es in England möglicherweise heute noch zum Frieden kommen könne. Die Situation gestalte sich dadurch günstiger, deshalb wollen wir kämpfen solange unsere Kraft reicht. Beifall und Kampfbegeisterung beschließt den Appell.

Eine zweite Versammlung folgt sofort im gleichen Saal für die, die draußen stehen mußten. Julius Berfaß.

Ein altdeutsches Frühlingsfest.

Von Franz Pflugl.

In dem fremdlichen Alt-Heidelberg hat seit einigen Jahren ein uraltes deutsches Frühlingsfest seine Auferstehung gefeiert, das Fest des „Sommergewinns“ oder Sommertagfingens. Am Sonntag Latäre ziehen dort an die 3000 Kinder in langem Zuge durch die Stadt, festlich gekleidet und gesämükt und in den Händen die Sommertagsteden tragend, geringelte Hafenteden, die oben mit einer Brezel und mit bunten flatternden Wändern geziert sind. In der schier endlosen Reihe des jungen Volkes marschieren abwechselnd

einige große Knaben, die Hauptfiguren des Juges, der ganz in Stroh gefüllte „Winter“ und der in frischgrüne Lammenzweige gekleidete „Sommer“. Musikkapellen, die im Zuge verteilt sind, spielen lustige Marschweisen und dazwischen ertönt immer wieder aus den jungen Kehlen das fröhliche Sommertagslied:

„Strich, strah, stroh,
Der Summerdach is do,
Der Summer un der Winter,
Des simm Geschwisterkinder.
Summerdach, Staab aus,
Wlost em Winter die Nache (Augen) aus,
Strich, strah, stroh,
Der Summerdach is do — — —.“

Wie in Heidelberg und anderen badischen Städten, so hat man auch in Thüringen (Eisenach) die alte schöne Sitte zu neuem Leben erweckt. Was aber jetzt nur ein fröhliches Kinderfest ist, das war einst ein weitverbreiteter, von jung und alt froh geübter Brauch. Unsere Vorfahren litten ja viel schwerer unter den Unbilden der rauhen Jahreszeit als wir. Aller Verkehr war gehemmt, alles Leben schien erstorben, und der Winter kannte groß und klein in wenig wirkliche Gemächer, die meist dem strengen Herrn den Eintritt nicht zu wehren vermochten. Sehnsüchtig schauten sie deshalb nach dem Beginn der schöneren Jahreszeit aus, und nahe sie endlich, so konnte der Jubel keine Grenzen. Mit heller Freude grüßte man die ersten Lenzesboten, und in fröhlichem Spiel stellte man den Kampf zwischen Sommer und Winter symbolisch dar. Die ganze Gemeinde zog hinaus ins Freie; strohumbüllte Burden, angeführt von dem bewährten Winterkönig mit der Strohkrone, vertraten die Partei der Scheidenden, grünelikeidete Burden, denen der blumengekrönte Sommerkönig voranschritt, die Partei der kommenden Jahreszeit. Unter Gefängen näherten sie sich einander, wobei der Winter mit Hädel und Asche, der Sommer mit Blättern und Blumen den Gegner bewarf. Nachdem der Winter hatte weichen müssen, wurden die Strohbüllen ins Wasser geworfen oder in einem Feuer, das die Festteilnehmer singend umtanzten, verbrannt. Tanz und lustige Schmauerei beschloß den Tag. Nicht überall waren die Gebräuche die gleichen, aber sie ähnelten einander, und ihr Motiv war immer dasselbe. In Steiermark war zum Beispiel der Brauch in die Form eines Rechtshandels gekleidet, und in manchen Orten heischte die stegende Partei des Frühlings Gaben als Lohn dafür, daß sie den Winter ausgetrieben.

Von den Liedern, die man zum frohen Spiele sang, hat sich manches erhalten bis herauf in unsere Zeit. Bekannt ist das jubelnde Sommerlied aus der Pfalz und dem Elsaß, das mit den Worten beginnt:

„Tra, ri, ra,
Der Sommer der ist da!
Wir wollen naus in Garten
Und wollen des Sommers warten.
Ja, ja, ja,
Der Sommer der ist da!“

Während dieses Lied den Winter gar nicht zu Worte kommen läßt, kühnen in anderen beide ihre Vorzüge, so in einem stiegenden Blatte von 1580. Der Sommer beginnt:

„Heut ist auch ein fröhlicher tag,
Daß man den Sommer gewinnen mag;
Alle ir herren mein,
Der Sommer ist fein!“

Der Winter entgegnet:

„So bin ich der Winter, ich gib dir nit recht,
O lieber Sommer, du bist mein knecht!
Alle ir herren mein,
Der Winter ist fein!“

In mehr als dreißig Strophen fragen sie nun unter Aufzählung ihrer Vorzüge den Wettstreit aus, der „aus Oesterreich dahergezogene“ Sommer und der mit „beiz und schauden“ bekleidete, „aus dem Gebirg“ gekommene Winter. Zuletzt reicht der Winter die Hand zum Frieden. Der Sommer schlägt ein: „Also ist unser krieg vollbracht“ und schließt mit dem Kompliment: „Der Winter ist fein“, das der Winter in gleicher Weise erwidert, um sodann „in fremde land“ zu ziehen. Mitunter begnügten sich freilich die Gegner nicht mit einem Wortgefecht, sondern es kam zu einem richtigen Kampf, bei dem selbstverständlich der Winter unterlag und vom Sommer in den Wald hinausgejagt oder ins Wasser geworfen wurde.

Dieses Frühlingsfest war einst weit verbreitet, und für sein hohes Alter spricht nicht bloß der Umstand, daß bereits in einer St. Gallener Klosterurkunde des 9. Jahrhunderts der Sitte des Sommereinholens gedacht wird, sondern auch der Name des Festes selbst. Er mutet uns heute seltsam an: Frühlingsgewinn würden wir das Fest nennen, unsere germanischen Vorfahren kannten aber weder Frühlung noch Herbst, sondern in der Hauptsache nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, wie ja auch in vielen Gegenden der Alpen die Bewohner noch heute nur von einem Aus- und Einwärts reden. Auch Sebastian Franck erwähnt das Fest in seinem Weltbuch (1542). Er sagt, daß am Rosenmontag (Lätare) in Franken die Wuben an Nuten Brezeln herumtragen und der mit Sinngrün umflochtene „Sommer“ über den mit Moos umwickelten „Winter“ siege, und die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans sehnt sich mitten im Glanz von

Verfaßtes nach diesem heimatischen Feste. „Man mögte,“ heißt es in einem ihrer Briefe, . . . also singen können, wie die Wuben zu Heidelberg taten vom Berg, wenn sie oben Sommer und Winter herumführten:

„Nun sind wir in den Fasten,
Da leeren die Bauern die Kasten.
Wenn die Bauern die Kasten leeren,
Wolle uns Gott ein gut Jahr bescheren,
Stroh, strich, stroh,
Der Sommer der is do!“

Das Austreiben des Winters, das Verbrennen oder ins Wasserwerfen der Strohpyrre, die ihn versinnbildlicht, wurde in verschiedenen Gegenden auch als „Todaustragen“ oder „Todaustreiben“ bezeichnet. Natürlich ist unter dem „Tod“ niemand anders zu verstehen als der Winter, der dem lebenspendenden Frühling zu weichen muß; nicht selten brachten die Kinder, die den Tod hinaustrieben, den Frühling heim, indem sie sangen:

„Nun haben wir den Tod ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Maien,
Der Blümlein mancherleien.
Wir kommen und bringen mit herein
Den Sommer und den Sonnenschein.“

Reste dieses sinnigen Frühlingsbrauches haben sich in einzelnen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten. In dem kleinen im bayrischen Odenwald gelegenen Dörfchen Buch wird noch heute am ersten Sonntag in den Fasten ein Wube ganz in Stroh eingewickelt, ein anderer ganz und gar mit Immergrün umflochten, so daß nur die losen Augen lustig aus dem Stroh und Grün herauslugen. Nun beginnt der Spielgang. „Sommer“ und „Winter“ ziehen durchs Dorf, gefolgt von der Jugend des Ortes. Mit Kleinruß haben die Büblein grimmige Bärte über die roten Wangen gemalt. Sie haben Wichtiges vor. Sie bringen den Frühling, sie bringen das Sommerglück, sie bringen den Eierlegen, dafür heißen sie freilich auch eine Gegengabe. Mit dem Rufe:

„Glück ins Haus,
Eier, Schmalz und Weismehl 'raus!“

pochen sie an die Türen und erhalten überall Einlaß. Sofort schleicht der „Winter“ zum Dien, es schüttelt ihn, er zittert vor Frost. Der „Sommer“ aber eilt zum Fenster und öffnet es weit, damit die Lenzesluft einströme. Das kann der „Winter“ aber nicht leiden, und er stürzt auf den Freveler los. Sie ringen miteinander. Noch einmal siegt der „Winter“, aber schließlich bleibt doch der „Sommer“ Sieger. Nun ist der Frühling König im Land. Da tritt eines der Büblein vor und reicht der Hausfrau ein Sträußlein Immergrün, das man kurzweg den „Sommer“ nennt. Während die Hausfrau aber nach dem Glückskraut greift, fährt ihr eine ruhigewährte Hand ins Angesicht. Now andere Hände reden sich, alle Hausbewohner sollen der Schwarzkunst zum Opfer fallen. Das gibt ein Lärmen und Lachen! Dann bringt die sorgsame Hausfrau den Spielgenossen Eier, Mehl und Schmalz, das Glückskraut aber wird in die Hühnernester geflochten. Nun geht es weiter von Haus zu Haus, überall wird die Jugend fröhlich willkommen geheißen und reich beschenkt. Nach Beendigung des Umzuges samoren die Opfergaben bald in einer mächtigen Pfanne und jeder Wub erhält seinen Teil von diesem geselligen Pfannkuchen.

Nach in anderen Gegenden, nord- wie süddeutschen, begegnen wir Spuren des alten Frühlingsfestes, in Mittenwald an der Isar hat sich sogar noch das alte Kampfspiel erhalten und wird noch häufig in der Fastenzeit von Erwachsenen aufgeführt. Hier und da aber hat es, wie wir eingangs sahen, seit einigen Jahren seine Auf-erstehung gefeiert.

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

Standesbewußtsein und Grammatik. Daß die Respektierung der Standes- und Klassenmerkmale, soweit diese in der mündlichen Anrede zum Ausdruck kommen, selbst vor den allgemeinen Regeln der Grammatik nicht Halt macht, ersehen wir aus der Geschichte des Berliner Dialekts vom Ende des 18. Jahrhunderts. Das interessante und lehrreiche Beispiel, daß sich sicherlich bei zweckmäßig gerichteter Forschung um weitere vermehren ließe, entnehmen wir einer Abhandlung des Berliner Schulmannes Friedrich Gedike „Ueber Du und Sie in der deutschen Sprache“, die er 1794 in der Akademie der Wissenschaften vorlas. Vorab bemerkt sei, daß die ganze Frage durchaus die Psychologie der Mode berührt. Wie die Kleidermode (abgesehen von dem Expansionsbedürfnis der Fabrication) ihren Hauptantrieb darin hat, daß ihre neuesten Formen die obersten Gesellschaftsschichten vor den niederen auszeichnen sollen, so ist oder war wenigstens auch jederzeit den herrschenden Individuen und Klassen eine sie auszeichnende Form der Anrede vorbehalten. Für diesen Zweck gewann zunächst das Ihr das Vorrecht vor dem Du. Das scheint fast noch ökonomisch, jedenfalls rechnerisch empfunden: die Mehrzahl des Du gilt mehr als die Einzahl. Als die unteren Volksschichten nachdrängend

sich des Ihr für ihre Person bemächtigen, sah sich die Oberklasse nach einer neuen, reservierten Anredeform um und glaubte in dem Er, also der dritten Person, die nötige Distanz gewahrt, die sie vom Untergebenen beanspruchen wollte. Er, wie früher Ihr, nannte der Untertan den Regenten, dann jeder Untergebene seinen Vorgesetzten, endlich alle einander dort, wo ein Respektverhältnis zu beobachten war. Die herrschenden Klassen brauchten ein neues Unterscheidungsmerkmal und hatten nun nur noch die Wahl für die dritte Person plus Mehrzahl, die Distanz gewissermaßen in zwei Dimensionen: Sie. Das Er sank zur vulgären Anrede herab, ja schließlich zur Anrede an die Untergebenen, wie es bereits dem Ihr, noch früher dem Du ergangen war. Diese Form des Sie ist erst mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen. Der Bauer, noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, der nicht zu nahe der Hauptstadt wohnte, redete Höherstehende, ja den Landesherrn noch mit Er an, während man ihn Ihr nannte.

In der Stadt aber hatte das Er den umgekehrten Wert erhalten. Friedrich der Zweite war in seinem Kreise der einzige Sie, alle anderen waren für ihn Er. Erst sein Nachfolger siezte Bürger und Beamte. Noch lange jedoch blieb eine bestimmte Stala bestehen, die sich je nach dem Grade der Unterordnung und näheren Vertraulichkeit abstufte, und zwar in der Weise, daß die neomodischste Anrede die respektvollste, die älteste Form die herrschteste blieb. Ein Herr zum Beispiel, der seinesgleichen Sie nannte und sich von seinesgleichen wie von seiner Dienerschaft ebenso anreden ließ, nannte den Bedienten, mit dem er am meisten zu tun hatte, Er, die fernerstehenden Ihr und die, die er selten sah, Du. Die deutsche Sprache ist übrigens fast die einzige, die diese arg unlogische Form der respektvollen Anrede in der dritten Person gebraucht; das Dänische und Böhmische, die sie auch besitzen, dürften sie dem Deutschen entlehnt haben. Da sie aber unfein ist, mußte sie — wenigstens so lange sie noch nicht fest eingebürgert war — die Veranlassung zu einer Reihe von amüsanten Versößen gegen die Grammatik bilden. „Man ichente sich,“ berichtet uns Gedike, „zu einem wohlgezogenen Frauenzimmer im Affusativ Sie zu sagen, damit die Angeredete nicht glauben möge, man wolle sie im Singular Sie (wie einen Mann Er) anreden. Die Höflichkeit der seinen Welt tritt daher lieber die Nichtigkeit der Sprache mit Füßen und sagt, der Grammatik zum Trost, nicht ich habe Sie, sondern ich habe Ihnen gesehn. — Umgekehrt scheuen sich andere, weibliche Personen geringen Standes mit dem Affusativ Sie anzureden, um sie nicht glauben zu lassen, es sei der Plural: sie brauchen also lieber den Dativ und sagen: ich habe ihr ja heute nicht gesehn. So wird also die Grammatik nicht allein, um nicht unhöflich, sondern auch, um nicht allzu höflich zu erscheinen, in jedem Falle beleidigt. — Da man sich nun aber einmal zu diesen sprachwidrigen Formen bei der Anrede von Frauenzimmern entschlossen hat, so erlaubt man sich dieselbe auch bei der Anrede von Männern, obgleich hier gar keine Zweideutigkeit zu befürchten wäre. Vielleicht ist dies ein Grund, welcher diese schon in manchen Teilen Deutschlands vorhandene und in der Sprache und Mundart begründete Neigung noch verstärkt, den Dativ mit dem Affusativ zu verwechseln. Bekanntlich legt man den Perfektoren vor allem diese Neigung zur Last, weshalb denn ein berühmter deutscher Schriftsteller einigen Damen, die von ihm über den Unterschied des mir und mich und des Sie und Ihnen belehrt zu werden wünschten, keinen besseren Rat zu geben wußte, als sich ein für allemal entweder für mir oder für mich zu entscheiden, weil sie bei dieser einseitigen Gewöhnung wenigstens den Vorteil haben würden, nur halb so oft als sonst zu fehlen.“

So weit der Sprachforscher vor 120 Jahren. In der Tat befindet sich die Oberhäupt der Klassenstaats seit jener Zeit in einer furchtbaren Notlage, da sie nicht die Möglichkeit hat, für sich eine Form der Anrede zu kreieren, die sie selbst dem Plebs versagen könnte. Der Titelwahnsinn bleibt da doch nur ein bescheidener Ersatz. Und die Anrede Du darf Untergebenen gegenüber doch nur dort gewagt werden, wo noch im Gebeimen eine widerrechtliche Hörigkeit aufrecht erhalten wird, also besonders auf dem Lande und beim Militär. Der einzige Kasus, der für die Anrede bisher unbenutzt geblieben ist, wäre der Nominativ; daß damit jeder Rest von Logik aus der Sprache verschwände, würde den herrschenden Klassen wohl nicht solche Skrupel verursachen, als die Gefahr, daß dabei der Unterschied zwischen Mein und Dein manchmal nicht ganz klar bliebe, das Eigentum also bedroht wäre. Und das darf doch nicht kommen. Sonst könnte man sich wohl auch vom andern getroffen Ich nennen lassen.

Hygienisches.

Sicht und Kartoffeln. Der Kopenhagener Arzt Doktor Hindbede, der bereits früher durch seine lediglich nach dem Prinzip der Wohlfeilheit aufgestellte Ernährungsmethode von sich reden gemacht hat, und der eine Anstalt für Untersuchungen auf dem Gebiete der Ernährung leitet, hat dieser Tage, wie „Politiken“ meldet, seinen ersten offiziellen Bericht über die Ergebnisse seiner Untersuchungen herausgegeben. Er führt den Titel „Diät und Harnsäure“ und beschäftigt sich besonders mit der Behandlung der harnsauren Diathese. Von allem Unheil, das diese anstiftet, ist die Sicht gewiß das populärste Uebel. Unzählige Menschen leiden an ihr und wenn es Dr. Hindbede wirklich gelungen sein sollte, wie er behauptet,

eine Diät ausfindig zu machen, die Erlösung von diesem schweren Leiden bringt, so würde er von all den mit der Sicht geplagten Geschöpfen gewiß als ein Wohltäter der Menschheit gefeiert werden. Hindbede ist durch eine lange Reihe gewissenhaft ausgeführter Versuche zu der Ueberzeugung gelangt, daß unter den Nahrungsmitteln, die besonders geeignet sind, die Harnsäure aufzulösen, an erster Stelle die Kartoffel steht. Dann folgt Brot, d. h. Grahambrod und Obst. Eine Diät aus Kartoffeln, Brot und Obst würde daher dem Ideal am nächsten kommen; möglicherweise verträgt die Diät auch einen kleinen Zusatz von Milch. Diese Kurmethode hat viele Vorteile. Sie kommt nicht nur der Forderung einer möglichst natürlichen und einfachen Lebensweise nahe; sie ist auch billig, was Dr. Hindbede, wie schon eingangs erwähnt, im Interesse der Volksgesundheit als die wichtigste Eigenschaft jeder Diät bezeichnet. Vor allen Dingen ist die Kartoffel-Brot-Obst-Diät viel billiger, als es die teuren Mineralwässer sind, von den noch viel kostspieligeren Badereisen gar nicht zu reden. Hindbede neigt auch zu der Ansicht, daß das Wasser, in dem die Kartoffeln gekocht sind, gleichfalls ein vorzügliches Mittel gegen die Sicht bildet. Das Trinken von Kartoffelwasser ist übrigens ein altes Hausmittel. Dem Einwand, daß Kartoffeln schwer verdaulich seien, begegnet Hindbede mit dem Hinweis darauf, daß sie gewöhnlich nicht genügend gelaugt werden. Um das zu vermeiden, empfiehlt er, die Kartoffeln auf dem Zeller stets mit der Gabel zu zerdrücken. Wenn das auch nicht sonderlich elegant und korrekt ausieht — was tut der Sichtkranke nicht alles, wenn er Aussicht hat, von seinem schmerzhaften Uebel befreit zu werden!

Aus dem Tierleben.

Aus dem Lebenslauf eines Walfisches. Es ist jammer schade, daß sich die Walfische oder richtiger Wale, nicht in der Gefangenschaft halten lassen wie Nilpferde oder Seelöwen. Was würde das für eine Anziehungskraft ausüben, wenn man lebende Wale in einem Zoologischen Garten oder Aquarium beobachten könnte. Es ist aber mehr als zweifelhaft, ob ein solches Schauspiel jemals dargeboten werden wird. Hinderlich dafür ist nicht allein die Größe der Tiere, denn es gibt in ihrer Familie nicht lauter Riesformen, auch das Seewasser, das sie beanspruchen, ließe sich in hinreichenden Mengen beschaffen, zumal es jetzt auch mit vollem Erfolg künstlich hergestellt wird. Die Ernährung würde aber durchaus nicht zu bewerkstelligen sein, am wenigsten bei den großen Bartenwalen, deren Nahrung aus den winzigsten Meerestierchen besteht. Außerdem wäre es eine bisher gänzlich ungelöste Aufgabe, einen Wal lebendig zu fangen, und wenn es auch nur ein Delfin von durchschnittlicher Größe wäre. Die Aussicht, eines jungen Walfisches habhaft zu werden und ihn aufzuziehen, ist vollends gering. Man wird sich also wohl für alle Zeiten damit begnügen müssen, die Lebensgewohnheiten dieser Tiere, die an Mächtigkeit der Entwicklung der heutigen Lebewelt nicht ihresgleichen haben, in der bisherigen Weise zu studieren, indem die Gelegenheit dazu benutzt wird, wie sie sich eben bei den Seefahrten darbieten will.

Die eigentlichen Walfänger haben immerhin schon eine ganz hübsche Summe von Erfahrung in diesen Dingen gesammelt. Bei der letzten Zusammenkunft des ozeanographischen Instituts in Monaco hat Dr. Portier die gesamte Kenntnis über die Physiologie der Wale zusammengestellt. Was ihre Ernährung betrifft, so verzehrt der Schilling nach ein ausgewachsener Bartenwal mit einem einzigen „Schluck“ etwa Zehntausende an kleinen Krustern, Fischen, Mollusken, Quallen und noch kleineren Tieren. Diese Massen werden in das ungeheure Maul aufgenommen, aber der Wal hütet sich, das dabei mitkommende Seewasser zu verschlucken. Vielmehr preßt er das Wasser zuvor durch die Barten wieder nach außen, wobei die kolossalen Muskeln die Kiefer zusammendrücken. Daß sich die Bartenwale aus Tieren entwickelt haben, die Zähne besaßen, geht aus der Tatsache hervor, daß auch die jungen Wale, so lange sie noch von der Muttermilch leben, Zähne haben und erst später die Barten erhalten. Ein Teil der Wale bewahrt die Zähne ihr ganzes Leben lang, und man unterscheidet daher die ganze Ordnung in die beiden Gruppen der Barten- und Zahnwale. Zu letzteren gehören namentlich die Delfine, außerdem aber auch die Pottwale, die gleichfalls eine außerordentliche Größe erreichen. Diese Tiere können, soviel man weiß, mehrere hundert Meter ins Meer hinabtauchen, um dort den Tintenschnecken nachzugehen, die ihre Hauptnahrung bilden. Da ein erjagter Pottwal seinen Mageninhalt anzuspüren pflegt, kennt man die Zusammenfügung seiner Nahrung recht genau, und es ist wiederum besonders schade, daß man nicht einmal einen Kampf zwischen einem Pottwal und einer großen Tintenschnecke (fälschlich Tintenfisch genannt) mitansehen oder gar auf einen kinematographischen Film bringen kann. Erreicht ein Pottwal eine Länge von mehr als 20 Metern, so gibt es auch ganz sicher Tintenschnecken, mit 10—15 Meter langen Fangarmen. Die Haut der Wale zeigt oft genug Narben, die von grausamen Verletzungen durch die Arme von Tintenschnecken zeugen. Die Bartenwale dagegen tauchen nur wenig, da sie ihre Nahrung gerade in den obersten und wärmsten Wasserschichten finden.